

Die Orchidee Macopia

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 37

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649515>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Orchidee Macopia

Eine seltsame Geschichte aus Südamerika

In der botanischen Gesellschaft in Rio de Janeiro hatte sich am Schluss eines Vortrages auch ein junger ausländischer Gelehrter namens Macoopen zur Diskussion gemeldet. Am Ende seiner Ausführungen erklärte er:

«Es ist mir gelungen, eine noch unbekannt Orchidee zu entdecken. Sie kommt im Inneren des Gran Chaco vor, in den Urwäldern, und wird von den Indianern dazu benützt, Feinde aus dem Wege zu räumen. Ihr Gift hat jedoch zunächst keine tödende Wirkung, sondern macht denjenigen, der davon genossen hat, wahnsinnig. Ich hatte selbst Gelegenheit, die Wirkung an unglücklichen Opfern zu studieren. Sie streifen zunächst wie wilde Tiere herum, ohne Kleidung, mit flackernden Augen. Dabei verlieren sie die Beherrschung der Sprache, sie stossen Laute aus wie wilde Tiere. Sehr bald kommt ihnen der Gleichgewichtssinn abhanden, sie sind nicht mehr imstande, aufrecht zu gehen, sondern kriechen auf allen Vieren. Mit Vorliebe kriechen sie ins Wasser, und nur ihr Kopf sieht heraus, etwa wie bei Alligatoren, die nach Luft schnappen. Die Kopfhare fallen aus und die Augen treten aus ihren Höhlen. Das Endstadium der Krankheit ist grauenerregend, sie brüllen und bleiben zuletzt mit schaumbedecktem Munde tot liegen.»

Nachdem der junge Professor seine Ausführungen beendet hatte, ergriff der Vorsitzende, Professor Feliciano Agosto, das Wort.

«Wir haben die Ausführungen des Redners mit einigem Befremden zur Kenntnis genommen», sagte Professor Agosto. «Ich bedauere, hier vor einer Versammlung von Wissenschaftlern von Namen feststellen zu müssen, dass

wir es mit einem reichlich phantastischen Berichte zu tun haben, den wir als ernste Wissenschaftler ablehnen müssen. Herr Macoopen hat keinerlei Beweise für seinen Bericht gebracht, der sich eher als Kurzgeschichte für ein Magazin eignet. Ich kann wohl behaupten, dass ihm auch jede wissenschaftliche Grundlage fehlt. Er hat es nicht für nötig gehalten, mikroskopische Präparate anzulegen oder ausreichende Proben dieser angeblichen Orchidee des Wahnsinns mitzubringen, damit wir unsere wissenschaftlichen Untersuchungen anstellen können. Seine Versicherungen, dass sein Material zum grössten Teil bei einem Bootsunfall verloren ging, klingen unglaubwürdig. Ich muss als Vorsitzender der heutigen Versammlung vorschlagen, Herrn Macoopen als unseriös abzulehnen. Nach unseren Statuten fordere ich ihn jedoch auf, zu meinen Ausführungen nochmals Stellung zu nehmen.»

Der junge Forschungsreisende stand mit hochrotem Gesicht auf und gab noch einige Erläuterungen. Aber keine Hand rührte sich, als er sich wieder an seinen Platz begab. In seinem Schlusswort warf ihm Professor Agosto noch vor, dass er wahrscheinlich überhaupt nie im Innern des Gran Chaco gewesen war und sich in einer Schenke am Amazonas von Gummizapfern einen Bären aufbinden liess. Die wenigen vorliegenden Pflanzen, die Macoopen angeblich gerettet hätte, wären so mangelhaft gepresst und geklebt, dass man heute nicht mit Bestimmtheit sagen könne, ob es sich dabei nicht um eine Abart des gewöhnlichen, allerdings giftigen Fingerhutes handle.

Dieser öffentliche Durchfall des jungen Forschungsreisenden hatte zunächst seinen fi-

nanziellen Zusammenbruch zur Folge; seine Gönner stellten die Zuschüsse für seine Forschungen ein, er verlor sein Laboratorium und wurde in den Zeitungen verspottet. Zu allem Unglück löste der Vater seiner Verlobten das Verlöbnis auf, das Macoopen mit einem jungen Mädchen der Gesellschaft eingegangen war.

Es waren einige Wochen nach diesem Vorfall vergangen, als sich in Rio etwas Ungeöhnliches ereignete. Der bekannte Professor Agosto war wahnsinnig geworden. Er verliess seine Wohnung, die an der Avenida Niemeyer gelegen war, warf die Kleider von sich und kroch auf allen Vieren durch die Strassen. Als sich ihm einige Polizisten näherten, sprang er von der Autostrasse, die nach Copacabana führt, ins Meer. Nur sein Kopf sah aus dem Wasser hervor. Er brüllte wie ein Tier. Als man ihn mit Hilfe einiger Fischer aus dem Wasser zog, konnte er immer nur «Macopia, Macopia» stammeln. Dann begann er wieder zu brüllen.

Beim Transport in eine Irrenanstalt entsprang er. Erst nach vielstündigem Suchen gelang es, den Wahnsinnigen in einem Park aufzufinden. Noch bevor man ihn in eine Zwangsjacke stecken konnte, brach er tot zusammen.

Die Haushälterin des Professors sagte aus, dass er am Abend vorher durch einen Boten eine Flasche Wein erhalten hätte. Es war gerade der Geburtstag des Professors. Man untersuchte den Rest in der Flasche und stellte das Vorhandensein eines unbekanntes Giftes fest. Das Ereignis in der Sitzung der botanischen Gesellschaft und die unzusammenhängenden Worte des Gelehrten lenkten den Verdacht der Polizei auf Macoopen.

Der junge Forschungsreisende war jedoch wieder in das Innere des Landes abgereist, als sich Beamte der Kriminalpolizei in seine Wohnung begaben. Alle Nachforschungen nach ihm blieben vergeblich. Einige Monate später kam ein Bericht aus Matto Grosso, dass Macoopen von Indianern erschlagen worden sei.



Weihsnachtsabend 1946. Lachenden Gesichtes und munterer Laune verreist der 25jährige Berner Elektroinstallateur René Krähenbühl nach Genf, um von dort nach Paris zu fliegen, wo ihn die Dakotamaschine der Route Rom-Paris-London aufnehmen soll. Reiseziel ist das ferne Venezuela in Südamerika.

Folgenden Tages lauschen die Eltern den Radionachrichten und schrecken plötzlich auf in beklemmender Angst: Eine Dakotamaschine, just diejenige, die ihren René hätte nach London bringen sollen, ist in Irland abgestürzt und alle Insassen sind tot...

Wenige Stunden später, nachts 2 Uhr ist's, klingelt das Telefon: René ist's; er meldet sich aus

Paris. In der Dakota hatte er keinen Raum mehr gefunden, weil in Rom irgend jemand die noch freien Plätze schwarz verkauft hatte. «Unser Bub hat einen Schutzengel!» frohlocken die Eltern; und in froher Zuversicht warten sie nun die ferneren Nachrichten ab, vom Fluge Paris-London - Neuyork - Miami - Panama-kanal - Caracas.

Und gleich der erste Brief des am Ziele Angelangten meldet freundliche Aufnahme und enthält eine sachkundig hingeworfene Skizze der ersten dem Ankommenden zugewiesenen Arbeit: da steht ein Bohrturm, 45 m hoch, in dem bis etwa auf 4000 m Tiefe nach Erdöl gebohrt werden soll. Der Turm braucht allerhand elektrische Einrichtungen, in derjenigen Vielseitigkeit und Vollkommenheit, wie sie bei einem Unternehmen vom Range der Shell selbstverständlich sind. René hat die Installationsarbeiten zu leiten; ist der Turm fertig, so haren 5 weitere der Ausführung; in je 6 Monaten müssen sie fertig sein. Die Auftraggeber lassen dem rührigen jungen Elektriker volle

† René Krähenbühl

Ein Jungschweizerschicksal in den Tropen

Freiheit und volle Verantwortung. «Hier lernt man das Warten sehr gut» schreibt er einmal; aber sozusagen im selben Atemzuge meldet er, dass er bis spät in die Nacht arbeitete: «Ich muss ja immer alles besorgen, auch die ganze Installation des kleinen Elektrizitätswerkes»... Alles besorgen, das heisst nun freilich nicht: selber Hand anlegen. Das tut der gebildete Weisse dort drüben nicht; aber: an alles denken, alles anordnen, alles im Auge haben: «Hier ist das Material und da in grossen Zügen der Plan, was daraus werden soll; nun, Schweizer, zeig' was du kannst!»

In den Mussestunden ist René ein gern gesehener Gast im Hause der Schweizerfamilie Keller. Wenn er erscheint, so leuchten die Augen der Gastgeber und der übrigen Gäste, Schweizer Ingenieure und Geologen. Nicht nur deswegen, weil René's geschickte Hände, als wär's ein Spiel, inandstellen was immer nur kommen mag: Starkstrom, Schwachstrom, Bügeleisen, Radio, und sonst mancherlei. Man hört gerne sein heimeliges Bärndütsch. Man lauscht

seinem frohen Handorgelspiel. Oder er bringt heimatliche Zeitungen und Fachzeitschriften mit, die er eifrig liest. Dann wieder schmiedet er Pläne, Pläne: Die Braut im fernen Bernerlande soll bald herüberkommen; und wenn es sein kann, soll sie ein Eigenheim vorfinden, das ihre Wünsche errät... das Ideal eines Heimes soll es werden, so gut man es sich nur immer bauen kann im rauhen, tropischen Venezuela. Ein gefreutes Heim wird es sicherlich. Denn die Arbeit lässt sich gut an, und die Arbeitgeber kargen nicht mit Lob und Anerkennung. «Mein Wirkungskreis wird immer grösser», schreibt René heim; «jetzt kommt bald ein drittes Camp.» Die Camps liegen so weit auseinander in dem wilden Lande, dass nur das Flugzeug sie verbindet. «Ich habe bald, bald so viel zu denken wie Du», berichtet René dem vielbeschäftigten Vater.

Am 3. Juni 1947 sitzt er mit Freunden, Mitarbeitern beim Früh-